

erung eines Gewitters auf der Orgel in der Domkirche spielte, in den Wohnungen umher den erschrockenen Hausfrauen eben so plötzlich der Rahm in den Milchtöpfen in Gährung geriet oder zusammenlief, als ob ein wirkliches schweres Gewitter am Himmel gestanden hätte. In gleicher Weise könnte man behaupten, daß, wenn man dieses Buch ununterbrochen fort und mit Aufmerksamkeit lese, man die Seefrankheit davon bekomme, denn es stellt das Leben und Verfehr auf einem Schiffe in offener See so lebhaft und mit so charakteristischen Schiffsdrücken dar, daß trotz des guten Druckes und schönen Papiers, dem Leser manchmal die Augen vergehen, weil er wirklich in einem solchen Fahrzeuge auf den bewegten Wellen zu schwanken glaubt. Gewiß kein kleines Lob für das lebendig, wahr, charakteristisch und eben darum anziehend geschriebene Buch selbst, das dem Binnenländer Zustände schildert, die ihm gänzlich fremd und deshalb um so interessanter sind. Zu den Seeromanen, wie sie uns die Engländer und neuerdings die Franzosen gegeben haben, kann zwar das Buch nicht gezählt werden, denn es enthält keine Ingedienzien dieser Art, aber vielleicht ist es deshalb nur um so anziehender, weil die Wahrheit des Geschilderten überall um so lebendiger hervortritt. Der Verf. hat auch dafür gesorgt, daß, da seine Reise mit einem Kaufarthenschiffe und im Frieden statt fand, auch die zweite Seite der Schifffahrt, das Leben und Treiben auf einem Kriegsschiffe und im Kriege selbst, nicht unberührt bleibe, und daher eine Erzählung mit eingeschlochten, welche uns auf einen fliegenden Schooner führt und mit ihm mancherlei Abenteuer bestehen läßt. So gewinnt das Ganze an Abwechslung und die Zeit, während welcher unsere Passagiere in die Kajüten verbannt waren und die Nachwehen des stürmischen Wetters aushalten hatten, wird für sie und durch sie recht lehrreich benutzt.

Die Reise fängt übrigens zwischen Jamaika und der amerikanischen Küste an und setzt sich bis nach New-York fort, wo wir den größten Theil der uns vertraut gewordenen Mitreisenden endlich im Trocknen untergebracht finden. Alles dieses leitet der Verf. mit einem recht passenden Vorworte ein, in welchem er über diese Art von Mittheilungen vieles Zweckmäßige sagt. Freilich verspricht er uns armen „Landratten“ darin, keiner Schiffsdrücke sich zu bedienen, die allzu sehr nach der See röchen, aber es war ihm der Natur der Sache nach unmöglich, dies zu halten, und der sehr brave und gewandte Uebersetzer, Herr Karl Lappe, muß zugleich selbst ein guter Seemann, oder wenigstens viel zur See gewesen seyn, daß er für die schwedischen technischen Bezeichnungen so passende und so viele deutsche gefunden hat. Als Beweis davon und um unsern Lesern schon ein wenig den Seewind unter die Nase gehen zu lassen, schreiben wir folgende Stelle S. 289. ab. „Der Kapertkapitain ließ sie jedoch nicht lange in dieser Ungewißheit; denn da nun das Schiff so nahe gekommen war, daß es schon anfing, ihm den Wind zu benehmen, sagte er seinen Leuten zu, klar zu seyn; und als eben die Fregatte, mit dem Jagerbaum über dem Hackbret des Schooners, Steuerbord hingierte, um ihm die breite Seite zu geben, gingen Toppsegel, Breitfock und Flagge auf einmal nieder, als Zeichen der Untertänfung. Zu gleicher Zeit wurde das Ruder Steuerbord an Bord gelegt und auf die große Schoote angehaalt, so daß der Schooner basting auf in den Wind schoß vor Backbords Halsen, während dessen die Fregatte mit unverminderter Fahrt bei ihm vorbeisog, so daß das Spritzwasser von seinem Bug über das Halbdeck des Kapers säubte. Anstatt ihm die glatte Lage zu geben, hörte man von der Fregatte bloß die Befehle,

das Voringboot klar zu machen, begleitet von den successiven Commandorufen zur Verminderung der Segel. Die Fregatte hatte kaum den Schooner passirt, als man hier am Bord auch schon wiederholte Befehle hörte, aber nicht, die Segel zu vermindern, sondern zu vermehren, und in einigen Augenblicken hatte unser Schooner seine Stagfock gehist, die Gaffelfock ausgehaalt und den großen Hals fallen lassen, so daß er bald volle Fahrt bei dem Winde vor seinen vier großen Untersegeln machte.“

Und somit Glück auf die Reise!

Eh. Hell.

Der jüdische Gil Blas. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von einem Unbefangenen. Leipzig, bei August Robert Frieße. 1834. XVI. u. 176 S. 8.

„Ein jüdisches Familiengemälde“ schreibt der Un- genannte in einem Vorworte an die jüdischen Leser, „hat meines Wissens noch Niemand zum Gegenstande seiner Zeichnung gemacht“, denn „in allen bisher gedruckten Schauspielen und Romanen war der Jude immer nur im Conflict mit seiner christlichen Umgebung erschienen. Die politischen, religiösen und häuslichen Verhältnisse des Israeliten so umfassend zu schildern, als es der ungrenzte Raum der Romansform gestattet, war daher die Aufgabe, welche der Herausgeber dieser Schrift sich gesetzt, und in so fern glaubt derselbe sich auch jenem Theile der christlichen Leser nicht unangenehm empfohlen zu haben, welche durch die ewigen Wiederholungen des Themas von den schönen Judentöchtern, ihren christlichen empfindsamen Freiern und jenen, die Wünsche dieser zärtlichen Paare boshaft vernichtenden, garsüßigen, bärtigen, altgläubigen Schinken scheuenden, beim Gotte Abraham's schwörenden, übrigens mit Gold und Schätzen reich belasteten Vätern der hyper-sentimentalen Zionsblumen, nach einem Buche verlangen mögen, dessen romanhafte Ingedienzien nicht die Hauptsubstanz bilden, und worin die nach dem Beispiele des persischen und russischen Gil Blas eingestreuten Anmerkungen errathen lassen, von welchem Gesichtspunkte aus der Herausgeber des jüdischen Gil Blas diesen gern betrachtet und beurtheilt haben möchte“. Dieser Gesichtspunkt ist nun, wie aus dem Angeführten deutlich hervorgeht, der, daß unser Gil Blas, wie dessen ältere Brüder, der persische und russische, das Leben des Volkes, dem er angehört, mit dessen ganzen Eigenthümlichkeiten in sein Leben verweben und die Bilder aus jenem wie aus diesem gleich denen der *laterna magica* an dem Auge des Lesers vorüberführen will. Sein Verfahren ist demnach zuerst didaktisch, und dem einer *Judaodicee* gleich, indem er eine Menge Meinungen und Vorurtheile der Christen gegen die Juden theils als lächerlich darstellt, theils gänzlich vernichtet, theils auf das Gründlichste berichtigt, und in sofern macht er sich für unsere, die Emancipation der Juden behandelnde Zeit, ziemlich wichtig; sein Verfahren ist aber auch polemisch-satyrisch gegen das Judenthum, indem er nicht ohne Vergnügen diese und jene Lächerlichkeit im Rituale des Judenthums geißelt, nicht ohne Schadenfreude von dem jüdischen Gelehrtenwesen oder vielmehr ungelehrten Unwesen, von den Talmudisten, deren Kloßfächerereien, den Barockheiten der Rabbinen und mehrem Aehnlichen spricht. Ueberhaupt neigt sich unser Gil Blas dahin, den Rosarium für gänzlich antiquirt, für eine unnütze Ruine des Alterthums zu erachten, an deren Verbesserlichkeit zu einem mo-